

Predigt

Die Angst vor dem sozialen Abstieg geht um in unserem Land. Jahrzehntlang war klar, dass man es mit Bildung und Fleiß doch etwas weiterbringen kann, als wenn man die Hände in den Schoß legt. Zumindest die eigenen Kinder sollten es einmal besser haben. Einzelbeispiele zeigen, dass das nicht flächendeckend in Erfüllung ging, aber doch lag es als allgemeines Glücksversprechen über dem Land.

Anhaltende Wirtschaftskrisen und eine aus den Fugen geratene Weltpolitik lassen viele Menschen ahnen, dass dieses Glücksversprechen nicht mehr gilt. Es ist möglich, dass der Lebensstandard stagniert oder zurückgeht.

Mit dem ständigen Aufwärts konnten Menschen sich abheben von denen, die unter ihnen waren. Oder es kamen per Arbeitsmigration einfach Menschen nach, die die Lücke füllten, die unten entstanden war. Die einfache oder anstrengende Jobs übernehmen. Wer etwas weiter oben ist, kann auf „die da unten“ schauen. Meist geschieht das mit einer Prise Verachtung, nicht mit einer Wertschätzung für die Arbeit, die es ja auch braucht. Was ist ein Land ohne Müllabfuhr? Wie funktioniert die Versorgung kranker Menschen, wenn es keine sogenannten 24-Stunden-Pflegekräfte mehr gibt? Wer erntet Spargel und Erdbeeren?

Zu allen Zeiten gab es diese gesellschaftliche Hierarchie: Wer steht ganz unten, wer hat es etwas besser, wer darf andere kommandieren? Und daran hat man den Wert eines Menschen gemessen. Mit der Einführung der Demokratie wurde ein neuer Gedanke stark gemacht: Dass alle Menschen gleich viel wert seien; dass jede Stimme gleich zählt, egal ob jemand Frau oder Mann ist, viel oder wenig besitzt, einen tollen Job hat oder sich mühsam durchschlägt. Jeder Mensch ist gleich viel wert. An der Wahlurne stimmt das, wenn wir jene außer Acht lassen, die als Nicht-EU-Bürger kein Wahlrecht haben, und jene, die noch zu jung sind.

Aus den Köpfen ist die alte Gesellschaftsordnung nicht ganz verschwunden. Manches hat sich verschoben: Ein Adelstitel macht keinen Eindruck mehr. Wirtschaftsmacht oder Bekanntheitsgrad sind aber immer noch harte Faktoren.

Der Evangelist Johannes erzählt davon, wie Jesus diese heimliche Gesellschaftsordnung ganz bewusst durchbricht. Nicht Bedienstete, Sklaven, nehmen die rituelle Fußwaschung beim gemeinsamen Abendessen mit den Freunden vor, sondern er selbst, den die anderen respektvoll „Herr und Meister“ nennen. Er geht auf die Knie und wäscht die Füße.

Jesus stellt dann klar: „Ihr sagt zu mir Meister und Herr und ihr nennt mich mit Recht so; denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel

gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ (Johannes 13,1-15).

Es geht nicht um die konkrete Handlung des Füße-waschens, sondern es geht um die Haltung, die Jesus vorlebt. Und es geht nicht um wohlkalkulierte Demutsgesten, die öffentlichkeitswirksam inszeniert werden; sondern es geht darum, wirklich jedem Menschen den gleichen Wert beizumessen.

Warum aber erzählt das Johannes-Evangelium die Fußwaschung an dieser Stelle: als Teil des Abschiedsmahles Jesu, am Ende seines Lebens? Hätte Jesus nicht schon viel früher diese Symbolhandlung vollbringen können?

Johannes beschreibt den freiwilligen Tod Jesu (er hätte ja problemlos flüchten können vor der offensichtlichen Todesgefahr!) als Akt der maximalen Liebe. Jesus setzt sein Leben ein, um zu zeigen, dass der Gottesglaube es wert ist; dass es richtig ist, auch in schlimmsten Momenten an Gott festzuhalten.

Doch diese Liebe Jesu zu den Menschen soll nicht einfach Theorie bleiben, sondern sich im Menschsein, im Christsein verwurzeln. Sie ist ein wesentlicher Bestandteil eines christlichen Lebensentwurfs.

Eine zweite Erklärung, warum das Johannes-Evangelium die Geschichte von der Fußwaschung an so prominenter Stelle platziert: Aus einer Gesamtsicht des Johannes-Evangeliums kann vermutet werden, dass es in den frühchristlichen Gemeinden, für die Johannes sein Evangelium schrieb, soziale Spannungen gab. Dass da reiche und arme Menschen in der Gemeinde zusammen waren, und dass es eine ungeschriebene Hackordnung gab. Jesus spricht davon, dass es ums gegenseitige Füße-waschen geht. Nicht die Reichen sollen künstlich unterdrückt werden, sondern Arme wie Reiche waschen anderen die Füße. Ein jeder Mensch in der Gemeinde hat gleich viel beizutragen; es gibt keinen Reichen-Bonus und keinen Armen-Bonus.

Für uns heute kann die Fußwaschung natürlich einen Blick auf das christliche Gemeindeleben lenken; aber auch auf die eigene Grundhaltung, mit der ich Menschen begegne – nicht nur Christen, sondern allen in der Gesellschaft. Und die Fußwaschung Jesu erzählt uns von der Liebe Gottes, die uns im Leiden und Sterben Jesu entgegenkommt. Nicht ein Aufrechnen, nicht die willkürliche Suche nach einem Opfer, nicht Lösegeld. Sondern Liebe, die sich aus dem konsequenten Leben Jesu ergibt. Jesu Wunsch: Wir Menschen sollen an seinem krassen Beispiel die Hoffnung lernen, dass wir mit Gott niemals untergehen werden.

Möge es so sein. Amen.